

OMA, KOHLEÖFEN  
UND ANDERE HERAUSFORDERUNGEN

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Über den Autor

Egbert Aselmeier, Jahrgang 1949, ist jemand, dem die Zeit vergönnt ist – und der sie sich nimmt – sich an verschiedene Phasen seines Lebens zu erinnern. Der es interessant findet, Verhältnisse vergangener Epochen mit der Gegenwart in Beziehung zu setzen. Und dem es Freude bereitet, hierüber Geschichten zu erzählen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Egbert Aselmeier

**OMA, KOHLEÖFEN  
UND ANDERE  
HERAUSFORDERUNGEN**

*Erinnerungen an eine Kindheit  
in den 1950er Jahren*

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2022

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-275-7

Copyright (2022) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

15,00 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

# INHALT

<b>Zu diesem Buch.....</b>	<b>9</b>
<b>Das Knie .....</b>	<b>11</b>
<b>Kommunikation .....</b>	<b>18</b>
<i>Vorangestellt.....</i>	18
<i>Wie man früher kommunizierte.....</i>	19
<i>Worüber man sprach.....</i>	29
<i>Zeitenwandel .....</i>	33
<b>Für meine Oma .....</b>	<b>38</b>
<i>Vorab.....</i>	38
<i>Drei Schwestern.....</i>	39
<i>Das Haus .....</i>	47
<i>Zu Besuch bei Oma und den Tanten .....</i>	51
<i>Oma kommt.....</i>	58
<i>Nachtrag .....</i>	66
<b>Expedition zum Friedhof.....</b>	<b>70</b>
<b>Mein Opa, ein altehrwürdiger Filou.....</b>	<b>76</b>
<i>Fest verwurzelt.....</i>	76
<i>Bahnfahrt.....</i>	81
<i>Das Haus am Rande der Stadt .....</i>	86
<i>Opa.....</i>	93
<i>Die Generation der Alten.....</i>	101
<i>Nachlass.....</i>	104
<b>Bei uns zu Hause.....</b>	<b>109</b>
<i>In guter Lage.....</i>	109
<i>Kohleheizung .....</i>	115
<i>Die Mühen des Alltags.....</i>	120
<i>Der Anbau.....</i>	127
<b>Im Zentrum.....</b>	<b>139</b>

<b>Der Stein des Anstoßes.....</b>	<b>147</b>
<i>Eisenerz und Zirkustiere .....</i>	<i>147</i>
<i>Modelleisenbahn.....</i>	<i>151</i>
<i>Das Experiment.....</i>	<i>156</i>
<b>Schnee und Eis.....</b>	<b>164</b>
<i>Wieder Schnee!.....</i>	<i>164</i>
<i>Auf dem Schlitten .....</i>	<i>166</i>
<i>Trägt das Eis?.....</i>	<i>171</i>
<b>Haferflocken in Regensburg.....</b>	<b>180</b>
<i>Verschickung .....</i>	<i>180</i>
<i>Wenn es drückt.....</i>	<i>183</i>
<i>In der Höhle .....</i>	<i>188</i>
<b>In der Schule.....</b>	<b>194</b>
<i>Der erste Schultag .....</i>	<i>194</i>
<i>Unsere Schule.....</i>	<i>198</i>
<i>Die ersten Schuljahre .....</i>	<i>201</i>
<i>Schulfest.....</i>	<i>204</i>
<i>In der dritten und vierten Klasse.....</i>	<i>207</i>
<b>Nachbetrachtung.....</b>	<b>214</b>
<b>Chronologie.....</b>	<b>223</b>

## *Für Felix und Frieda*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## ZU DIESEM BUCH

Einfach war das alles nicht!

Wenn Oma zu Besuch kam und bei uns zu Hause das Kommando übernahm, musste Vater in der Küche auf der Chaiselongue übernachten. Das Heizen mit Kohle war aufwendig und teuer. Im Winter schmolz das Eis an den Fensterscheiben langsam, das auf dem See zu schnell. Es konnte passieren, dass man mit dem Knie in einem Geländer feststeckte. Oder dass mein alter Teddybär unter Kreislaufstörungen litt. Und dann musste man ja auch noch in die Schule ...

Solche und viele weitere Herausforderungen habe ich als kleines Kind erleben und überstehen müssen.

Ich erinnere mich nach nunmehr sechzig Jahren noch gern an meine Kindheit. Und erzähle davon mit einem Augenzwinkern. Einerseits aus dem Blickwinkel des kleinen Jungen, der *mittendrin* in diesen Geschehnissen steckt. Andererseits in der Rolle des in die Jahre gekommenen Berichterstatters, der aus *heutiger* Sicht erläutert, wertet, kommentiert. Für sich genommen sind es jeweils lose zusammengefügte, kleine Geschichten, eher unbedeutende Erlebnisse. In der Summe jedoch fügen sie sich wie geordnete Puzzleteile zu einem Ganzen, zu einem aussagekräftigen Bild zusammen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich hoffe, die Leserinnen und Leser erkennen, dass es mir dabei nicht darum geht, meine Person oder die anderer »Mitwirkender« herauszustellen, sondern ein Abbild einer Epoche zu zeichnen, eines Zeitraumes etwa zwischen den Jahren 1952 und 1960, der schon längst Geschichte geworden ist.

Ich möchte zum Vergleich anregen zwischen heute und damals. Vor allem jedoch möchte ich die Leserinnen und Leser amüsieren. Wenn ich jemand zum Lachen bringen könnte, würde mich das sehr freuen!

Im Herbst 2021

Der Autor

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## DAS KNIE

Für uns als nach den Regeln der Katholischen Kirche lebende Familie war der sonntägliche Kirchgang obligatorisch. Die Alternative bestand lediglich in der Uhrzeit: Frühmesse um halb acht Uhr oder Hochamt um halb zehn Uhr. Da mein Vater damals, Mitte der 50er Jahre, als Beamter noch samstags arbeiten musste, meine Eltern sich also nur sonntags ausschlafen konnten, gingen wir in der Regel zum späteren, dafür aber deutlich längeren Gottesdienst. In dem der »Herr Pfarrer« vor vollem Haus ausführlich zu predigen beliebte und der Kirchenchor das, was er fleißig eingeübt hatte, zur eigenen Erbauung und der der Gemeinde vortrug und keine Strophe auslassen wollte.

Ja, vor vollem Haus! Zahlreiche Flüchtlinge aus dem katholischen Schlesien waren in Folge der Kriegswirren in der hiesigen vormals rein evangelisch-lutherischen Gegend ansässig geworden. Und da die Menschen damals das befolgten, was die Kirchenleitung anordnete, kamen nahezu alle Gemeindemitglieder zum Hochamt zusammen. Die aus unserer kleinen Stadt und die, welche mit extra geordneten Bussen aus vielen umliegenden Dörfern zur Kirche heran und wieder zurück transportiert wurden.

Die Sitzplätze in unserer neu erbauten Kirche (vor der Flüchtlingswelle hatte es hier kein katholisches Gotteshaus gegeben) reichten bei Weitem nicht aus.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Auf den Stehplätzen zwischen der letzten Bankreihe und dem Haupteingang an der Rückfront standen Gläubige dicht gedrängt. Man musste schon früh erscheinen, um noch einen Sitzplatz zu ergattern. Alles in allem eine sehr lange Zeit für einen Fünfjährigen wie mich!

Einmal auch zu lange. Die Luft – wenn man das, was viele versammelte Menschen ausdünsten. Schweiß und Parfümgeruch also – vermischte sich mit Schwaden aus dem Weihrauchfass, das von einem der Ministranten eifrig geschwenkt wurde. Mir wurde übel. Meine Mutter schaffte es gerade noch soeben, sich und mich aus der Bank heraus zu befördern und uns durch die hinten stehende Menge hindurch zu quetschen, bevor ich mich draußen vor dem Portal übergab.

In der Folgezeit trennte sich unsere Familie beim Besuch des Gottesdienstes. Mein Vater und mein großer Bruder gingen weiterhin zur üblichen Zeit zum gewohnten Platz. Mutter kam mit mir später nach; wir betraten die Kirche durch die Seitentür, von der aus eine Treppe zur Orgelepore hinauf führt. Diese selbst belegte der Kirchenchor, aber die Treppe ist zum Kirchenschiff hin offen, und von ihrem oberen Teil aus kann man stehend das Geschehen verfolgen. Auch diese Treppenstufen waren gut besetzt. Man überließ jedoch der Mutter mit ihrem Kind einen Platz vorn am Geländer.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Und exakt hier, an einem dieser Sonntage, kam es zu dem Ereignis, das ich im Folgenden erzähle.

Wenn Mutter und ich nun auch erst zu Beginn der Messe eintrafen, zog sie sich für mich doch lange hin. Zwar verursacht die katholische Liturgie einiges an Bewegung. Um den Altar herum formieren sich die bunt berockten Ministranten immer mal zu neuen, sorgfältig einstudierten Konstellationen. Und die Gläubigen stehen, sitzen, knien in abwechselnder Folge – so sie das können.

Wir auf der Treppe konnten das nicht.

Ich stand mit einem Bein auf einer Stufe, mit dem anderen auf der höheren darüber. Bewegungsfreiheit hatte ich kaum. Als ich der Predigt, während der es nichts zu gucken gab, nicht mehr so richtig folgen mochte, fiel meine Aufmerksamkeit auf mein oberes Knie. Das passte auf Grund des hoch gestellten Fußes, nach vorne abgewinkelt, genau durch die Öffnung der Geländerstützen. Dies fand ich ganz interessant. Es reizte mich auszuprobieren, wie weit ich mein Bein durchstecken konnte, und schob es immer mal wieder möglichst weit nach vorn.

»Lass das!«, flüsterte Mutter, der mein Experiment nicht verborgen geblieben war.

Ich gehorchte. Aber der Reiz, es wieder zu versuchen, überwog.

»Du sollst das lassen!«, hörte ich Mutter, und ihre Stimme klang gar nicht mehr freundlich.

Das war mir peinlich. Langsam, damit kein Umstehender etwas merken sollte, zog ich das Bein zurück. Bis zu der Stelle, an der es nicht mehr weiter ging. Jetzt bekam ich Angst, ich fing an zu schwitzen. Kräftig zog ich, presste mich mit den Armen vom Geländer ab. Es half nichts. Panik!

»Du sollst dein Knie da raus nehmen!«

»Es geht aber nicht!«, jammerte ich.

»Wieso?«

»Ich stecke fest!«

»Das gibt's doch nicht!«

Mutter fasste mich an den Oberschenkel. Wir zogen gemeinsam. Das Knie klemmte und schmerzte. Mutter bückte sich, ergriff meinen Fuß und zerrte. Das war nun ganz falsch! Der Leser oder die Leserin dieser Zeilen mag es selbst ausprobieren: Wenn man sein Bein anwinkelt und am Fuß zieht, erkennt man sogleich, wie das Kniegelenk sich seitlich verdickt.

»Aua!«, schrie ich, denn mein inzwischen noch mehr angeschwollenes Knie schmerzte stark.

»Ruhe da!«, schimpfte jemand.

Panik überfiel jetzt auch Mutter. Mit beiden Armen umklammerte sie meinen Bauch. Gemeinsam und zugleich versuchten wir es noch einmal mit aller, verzweifelter Kraft.

Ein Ruck, ein stechender Schmerz – und ich war frei! Mutter und ich torkelten rückwärts in die hinter uns Stehenden hinein.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Mittlerweile war den Gläubigen im Kirchenraum unter uns nicht verborgen geblieben, dass über ihnen irgendetwas Ungewöhnliches ablaufen musste. Sie wandten ihre Aufmerksamkeit vom Wort des Herrn Pfarrers ab und blickten nach oben.

»Entschuldigung!«, stammelnd, zerrte Mutter mich die Treppe hinunter und floh mit mir aus der Kirche.

»Du verflixter Bengel!«, schimpfte sie außer sich.

Sie war eine sanfte, stets verständnisvolle und fürsorgliche Mutter. Doch dieses Drama hatte selbst sie aus der Fassung gebracht! Eilig hetzte sie nach Hause. Ich humpelte mit schlechtem Gewissen hinterher. Ob der liebe Gott mir jemals verzeihen würde?

Mein Vater war nicht wirklich böse, als er von meiner Untat erfuhr. Er musste sich das Lachen verkneifen – andernfalls wäre es wohl noch einmal zu einer der seltenen, aber gerade deswegen gefürchteten Eruption meiner Mutter gekommen ...

Nie wieder haben wir diese Treppe betreten. Von nun an gingen Mutter und ich durch das Hauptportal, warteten hinter der letzten Bankreihe, bis diese fast voll belegt war, und setzten uns dann an deren Rand. Das war die taktisch beste Ausgangsposition, um schnell die Flucht ergreifen zu können, sollte sich noch mal irgendein Missgeschick ereignen.

Tat es aber nicht.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch erwähnen, dass ich, als ich etwas älter geworden war, in das

Ministrantenleben eintrat. Dort diente ich mich auf der Karriereleiter nach oben, bis man mich schließlich für geeignet hielt, mir das Weihrauchfass anzuvertrauen. Das ist die »Königsdisziplin«! Das Fass korrekt an der Kette zu schwenken, ist gar nicht so einfach, erfordert Übung und volle Konzentration. Denn eins darf einem dabei nicht passieren: es sich ans Knie zu hauen! Was – Gott sei Dank – nicht oft, aber doch auch mal geschehen konnte. Wenn es dann ganz schlimm kam, hatten die umherstäubenden Funken ein Loch in das schneeweiße Ministrantenhemd hinein gebrannt. Auf jeden Fall bewirkte eine solche Ungeschicklichkeit, die die anderen Ministranten selbstverständlich mitbekamen, dass sie losgackerten. Das brachte den Herrn Pfarrer für Augenblicke aus seiner Spiritualität und uns hinterher ein Donnerwetter ein. Obwohl wir ihn generell als einen sehr freundlichen, älteren Herrn erleben durften.

Shit happens.

Warum bleiben einem solche von einem selbst fabrizierte Peinlichkeiten so lange (seitdem sind über fünfzig Jahre verstrichen) im Gedächtnis? Vielleicht habe ich, wenn ich diese Geschichte nun endlich aufschreibe, damit mein damaliges Fehlverhalten, in das ich meine Mutter mit hineingezogen habe, mental endgültig verarbeitet. Und wenigstens in dieser

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Angelegenheit – es war ja beileibe nicht meine einzige Panne – meinen Frieden mit mir geschlossen.

Immerhin hat »die Sache mit dem Knie« den Stoff für diese kleine Geschichte geliefert. Und damit letztendlich noch etwas Gutes bewirkt.

# KOMMUNIKATION

## *Vorangestellt*

In dieser Erzählung verknüpfe ich drei Perspektiven. Im Vordergrund stehen Erlebnisse und Empfindungen in der Sichtweise eines kleinen Kindes. Die Hintergründe dazu werden aus dem Rückblick des jetzt reifen Erwachsenen erläutert und kommentiert. Und schließlich, am Rande, wird der Blick auf die Arbeitsweise des Autors gelenkt.

Ich bezwecke damit, die älteren Leserinnen und Leser daran zu erinnern, in welchen Lebensumständen wir damals aufgewachsen sind, was uns geprägt hat, und den jüngeren zu vermitteln, in welcher ganz anderen Zeiten wir im Gegensatz dazu heute leben (dürfen). Und ja: auch in dieser Geschichte »menschelt« es wieder sehr!

Ich erzähle über meine Erinnerungen an die frühen 1950er Jahre.

Damals konnten Informationen über die große weite und unsere kleine heimische Welt im Vergleich zu der heutigen vielfältigen Medienlandschaft nur sehr eingeschränkt verbreitet werden. So lange ich bei meinen Eltern lebte, besaßen wir kein Telefon. Ein Fernsehgerät hat sich unsere Familie erst 1965 leisten können; da war ich schon sechzehn Jahre alt. Immerhin gab es da bereits zwei, vielleicht sogar drei Programme zur Auswahl. (Ob die besser waren als die heutigen, weiß ich nicht.)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## *Wie man früher kommunizierte*

Immerhin hatten wir ein altes Radio – wenn man denn einen sogenannten Volksempfänger als ein solches bezeichnen darf. Diese Holzkästen mit zwei Knöpfen, etwas größer als ein Schuhkarton, waren im Dritten Reich weit verbreitet worden, um den Massen die Nazi-Propaganda einzutrichtern. Jetzt konnte man Konrad Adenauer in den Nachrichten sprechen hören. Aber kaum verstehen, denn der Empfang war miserabel, der Lautsprecher krächzte und knarrte, Musik hören ging gar nicht.

Ich war vier, möglicherweise auch gerade eben fünf Jahre alt. Was mich am Radio interessierte, waren die Pieptöne vor den Nachrichten – vier kurze Signale, drei hellere, ein etwas tieferes. Danach begann der Sprecher mit der Ansage: »Beim letzten Ton des Zeitzeichens war es achtzehn Uhr.« Das war wichtig, denn Funknetze zur Uhrenregulierung standen selbstverständlich noch nicht zur Verfügung.

Weitere Informationen aus nah und fern lieferte die Tageszeitung. Mein Vater las sie meist abends in der Küche, während meine Mutter und ich uns im Wohnzimmer aufhielten. Er studierte sie akribisch, ließ nichts aus. Und wie ich ihn kannte, las er sie anschließend noch mal von hinten nach vorn durch.

Mit unseren Verwandten, die allesamt in anderen Gegenden lebten, kommunizierten meine Eltern mit *handgeschriebenen* Briefen. Wenn die Oma, die trotz

hohen Alters noch recht reisefreudig war, uns per Post mitteilte, sie käme am kommenden Donnerstag zu Besuch und wir müssten sie um viertel vor fünf Uhr vom Bahnhof abholen, war es meistens schon zu spät, um ihr brieflich einen Hinderungsgrund unse-rerseits noch rechtzeitig zukommen zu lassen.

In der Nachbarschaft, in unserer kleinen Stadt über-haupt, kommunizierte man persönlich. Man tat das viel intensiver als heute. Einerseits war direkter Kontakt notwendig. Mangels Telefon musste man ja überall selbst hingehen, um jemandem Bescheid zu sagen, eine Einladung zu überbringen, etwas zu bestellen. Im Nahbereich wurde selbst ich manchmal schon als Bote geschickt. Beispielsweise wenn Mutter eine Verabredung absagen musste, weil ihr mal wieder »etwas schwindelig« zumute war. »Geh mal rüber zu Tante Köhler, klingele und sage, dass ich heute nicht mitkommen kann. Sage aber nicht wa-rum, wenn sie danach fragt! Hast du das verstan-den?«

Hatte ich und ging.

»Das ist aber schade«, meinte Tante Köhler und fragte: »Warum denn nicht?«

»Das darf ich dir doch nicht sagen«, antwortete ich, vermeintlich ganz im Sinne meiner Mutter.

Bei den Köhlers handelte es sich nicht um Ver-wandte von uns, sondern um ein Ehepaar, das in der Nähe wohnte. Kleine Kinder wurden angeleitet,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Erwachsene mit »Onkel« oder »Tante« anzusprechen. Das sollte wohl die Scheu nehmen, Vertrauen erwecken. Dagegen wurde ich aber eindringlich ermahnt, mich niemals von »fremden Onkels« anzusprechen zu lassen.

Neben gezielter Kontaktaufnahme traf man andererseits unterwegs auch ständig zufällig Leute. Da ja nur wenig Autos existierten, musste man alles zu Fuß erledigen. Zudem gingen die Menschen in ihrer Freizeit auch oft spazieren. So viele Alternativen gab es nicht, vor allem keine Medien, die einen dazu verführen, seine Zeit auf dem Sofa zu verbringen. Man traf sich, kannte sich, tauschte sich aus.

Aber auch im beruflichen Umfeld sprach man häufiger miteinander. Vieles musste persönlich erledigt werden, statt digital über das Netz. Mein Vater arbeitete in der Kassenstelle des Finanzamtes. Geldeinzahlungen, selbst von Geschäftsleuten, wurden dort vielfach bar erledigt. Ein Arbeitstag dauerte zwar länger als heute, aber man arbeitete nicht ganz so konzentriert und nicht am Bildschirm separiert. Für ein kurzes »Schwätzchen« nebenbei mit den Steuerpflichtigen – und mit Kollegen sowieso – blieb noch Zeit.

Für andere Geldeinzahlungen wurde vielfach das Postamt aufgesucht. Das war damals noch eine richtige Behörde und kein Beistelltischchen in einem Tabak- und Lottogeschäft. Ebenfalls dort wurden von

Postbeamten die Altersrenten bar ausgezahlt. Vor den Schaltern bildeten sich an den Zahltagen Schlangen von Rentenempfängern, die sich die Wartezeit mit Gesprächen verkürzten, sich über »Gott und die Welt« unterhielten, vermutlich aber öfter noch davon, was man über Frau Meier und Herrn Müller gehört hatte.

Geldauszahlungen überbrachte der Geldbriefträger persönlich in die Wohnungen. Aus einer schweren Umhängetasche heraus zählte er die Scheine ab. Münzgeld drückte er mit einem Hebelsystem aus einem zweiten umgehängten Apparat, wie ihn auch die Schaffner in der Straßenbahn in der großen Hauptstadt benutzten. Er kannte fast alle Menschen und wusste manchmal Neues zu berichten.

Häufig wurde auch in den Institutionen kommuniziert, zum Beispiel im Sportverein. Man hatte Vater in den Vorstand gewählt; er übte das Amt eines »Oberturnwartes« aus. Am Rande sei hierzu angemerkt, dass Vater als Jugendlicher ein hervorragender Langstreckenläufer gewesen war, manche hoch dotierte Auszeichnung erkämpft hatte, bis er zur Marine ging. So lange ich ihn kannte, hat er allerdings keinerlei aktiven Sport betrieben. Nicht mal ins Schwimmbad wollte er, ein ehemals guter Schwimmer, mich begleiten. Im Krieg hätten Partisanen immer wieder sein Versorgungsboot beschossen, erklärte er mir später einmal. Seitdem bekäme er

Panikattacken, wenn Wasser ihm über den Bauchnabel reiche.

Als Sportler »im Ruhestand« fungierte er also als »Vereinsfunktionär«, hatte in seinem Männerturnverein MTV überwiegend Frauengymnastik- und Kinderturngruppen zu koordinieren und insofern allerhand mit Vorstandsmitgliedern und Übungsleiterinnen zu organisieren und zu besprechen.

Daneben trat sein Engagement in der CDU, das ihn als Kassenwart des Stadtverbandes beanspruchte. Und schließlich waren da noch die durchaus zahlreichen Termine kirchlicherseits, die Gottesdienste und regelmäßigen »Männerabende«.

Warum beschreibe ich, wie umtriebiger und infolgedessen stadtbekannt Vater war? Weil ich darunter gelitten habe, wenn er mit mir an der Hand durch die Straßen unseres Viertels spazieren ging. (Von Mutter energisch dazu aufgefordert, wenn sie uns einmal gerade nicht in ihrem Haushalt gebrauchen konnte.)

Denn es war kein Spazieren«gehen«, sondern ein Spazieren«stehen«! Wir gingen ja nicht bei Sauwetter vor die Tür. Also waren auch viele andere unterwegs, Nachbarn, jemand vom Sportverein, Kollegen. Die kaum vorhandene Mobilität hatte zur Folge, dass nur sehr wenige Arbeitnehmer zwischen Wohn- und Arbeitsort pendelten; man lebte in der Nähe seiner Arbeitsstelle. Also traf man, ob man wollte oder nicht, auch nach Feierabend auf Kollegen, an denen

man nicht einfach so vorbeilaufen konnte. Alle diese Bekannten nutzten («Schön, dass ich Sie treffe ...») die Gelegenheit, etwas mit ihm zu besprechen. Er hatte leider nichts dagegen.

Das dauerte! Für mein Empfinden war das entschieden zu viel an Kommunikation! Verständlich, dass ich an der Hand zerrte, quengelte.

»Gleich«, sagte Vater.

Leidvolle Erfahrung hatte mich gelehrt, was »gleich« bedeutete: weitere, quälend lange Minuten. Nein, ersprießlich war das nicht, dieses Spazieren«stehen«! Wenn wir dann endlich wieder ins Haus durften, waren wir nie weiter als drei, vier Straßenzüge gekommen.

Dafür hatte Vater hinterher Mutter allerhand zu erzählen Er berichtete ausführlich, was Herr Schulze oder Frau Huber gesagt hatten, was er geantwortet hatte und was von der oder dem wiederum entgegnet worden war. Mutter hörte ihm – nicht durchweg aufmerksam – zu.

Gleichermaßen pflegte Vater Gespräche in seiner Dienststelle, im Verein und in seiner Partei wiederzugeben. Auf diese Weise, obwohl selbst weit weniger unterwegs als ihr Mann, wurde Mutter in allem Wichtigen und auch Anderem mehr auf dem Laufenden gehalten.

Sie selbst besuchte selbstverständlich die obligatorischen Gottesdienste und sonstige für aktive Katholi-

kinnen verpflichtende Termine der Kirchengemeinde. Anschließend, vor der Kirche oder dem Pfarrhaus und auf dem gemeinsamen Heimweg, gab es auch für sie gute Gelegenheiten, sich mit Bekannten auszutauschen. Trotz des Engagements meines Vaters war sie kein Mitglied seiner Partei. Und dass sie sich einer anderen Partei zugehörig gefühlt hätte, war schlicht undenkbar. Frauen interessierten sich kaum für Politik; aktiv Mitwirkende fand man äußerst selten. Auch im Turnverein beteiligte sie sich kaum, es sei denn bei besonderen Anlässen wie zum Beispiel den legendären Braunkohlwanderungen oder den Rosenmontagsfeiern, bei denen es dem Vernehmen nach äußerst fröhlich und feucht zuging.

Wie fast alle Ehefrauen in jener Zeit war sie auch nicht berufstätig. Bis auf wenige Ausnahmen, hier vor allem mitarbeitende Familienangehörige in gewerblichen Geschäften oder Arztpraxen, waren weibliche Verheiratete als »Hausfrau« beschäftigt. Und als solche hatten sie durchaus genug zu tun. Es existierten ja in normalen Haushalten so gut wie keine maschinellen Hilfsmittel, keine Waschmaschinen, Geschirrspüler, Tiefkühlgeräte. Selbst einen einfachen Kühlschrank besaßen wir lange Zeit nicht. Verderbliches musste in den Keller geschafft und wieder hoch geholt werden. Mutter half Vater bei der Bestellung des Pachtgartens zur Selbstversorgung mit Obst und Gemüse. Bis auf einfache Konserven oder Tütensuppen konnte man keine Fertiggerichte